

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: **II**

Der Freibeuter Von Joseph Conrad

Im Verlag S. Fischer in Berlin ist in guter deutscher Übersetzung der Roman „Der Freibeuter“ („The Rover“) von Joseph Conrad erschienen, ein außerordentlich spannendes Werk, das dem großartigen Erzähler viele neue Vererber werben wird. Hier eine Leseprobe.

Seine Schweigsamkeit über seine Vergangenheit hatte jenen eigentümlichen Charakter, der stets geeignet ist, eine Menge geheimnisvoller Geschichten über einen Menschen in Umlauf zu bringen. Ohne Zweifel hatte die Marinebehörde von Toulon eine weniger unklare Idee von Peyrols Vergangenheit als die anderen Einwohner, obgleich sie darum der Wahrheit nicht näher zu sein brauchte. In den verschiedenen Bureaus, die mit Seangelegenheiten zu tun hatten, wohin seine Pflicht ihn führte, glotzten ihn die elenden Federfuchser und zuweilen auch der Chef selbst an, wenn er äußerst adrett angezogen und immer mit seinem Knotenstock in der Hand aus- und einging. Wenn er zu einer Unterredung mit dem einen oder dem anderen der „goldbetäubten Bande“ in deren Privatkabine gerufen wurde, pflegte er immer den Knotenstock vor der Tür stehen zu lassen. Nachdem er sich von der lästigen Menge befreit und Fühlung mit einigen prominenten Patrioten unter den Jakobinern bekommen hatte, machte sich Peyrol wenig aus dem Anstarren der Leute oder ihrem Geflüster. Der Beamte, der seine Ruhe auf die schwerste Probe stellte, war ein gewisser früherer Seekapitän, der mit Verwaltungsarbeiten im Hafenamt betraut worden war. Er trug eine schwarze Klappe über einem Auge und einen sehr fadenförmigen Uniformrock. Dieser Offizier blickte von seinen Papieren auf und bemerkte in barschem Ton: „Mir scheint, Sie haben sich Ihr ganzes Leben auf See herumgetrieben. Wie Sie sich auch jetzt nennen mögen, ich könnte wetten, Sie sind einmal aus der Marine desertiert.“

Nicht das geringste Zucken war auf den breiten Wangen des Kanoniers Peyrol zu sehen.

„Wenn überhaupt etwas Derartiges der Fall gewesen ist, so war es zur Zeit der Könige und Aristokraten“, meinte er seelenruhig. „Und jetzt habe ich eine Prise hereingebracht und besitze ein Amtsschreiben vom Citoyen Renaud, der das Kommando in den indischen Gewässern hat. Ich kann Ihnen auch die Namen einiger guter Republikaner in dieser Stadt angeben, die meine Ansichten kennen. Niemand kann von mir behaupten, daß ich jemals in meinem Leben antirevolutionär gewesen bin. Ich habe mich allerdings in den städtischen Gewässern fünfundvierzig Jahre lang umhergetrieben — das stimmt. Aber gestatten Sie mir die Bemerkung, daß es die zu Hause gebliebenen Seeleute waren, die die Engländer in den Hafen von Toulon hineinließen.“ Er schwieg einen Augenblick, dann fügte er hinzu: „Wenn man es überlegt, Citoyen Kommandant, können eigentlich irgendwelche kleinen Fehltritte, die Leute wie ich sich vor zwanzig Jahren und fünf-tausend Meilen von hier, haben zuzuschreiben lassen, zu diesen Zeiten der Gleichheit und Brüderlichkeit von keiner großen Wichtigkeit sein.“

„Was die Brüderlichkeit anbetrifft“, bemerkte der Ex-Kapitän in dem schäbigen Rock, „so möchte ich behaupten, daß die einzige Brüderschaft, mit der Sie vertraut sind, die der „Küstenbrüder“ ist.“

„Jeder, der im Indischen Ozean fuhr, die Waschlapfen und Grünshängel ausgenommen, mußte dazu gehören“, meinte Citoyen Peyrol mit unerschütterlichem Gleichmut. „Und wir handelten nach republikanischen Grundsätzen, lange ehe man an eine Republik dachte; denn die „Küstenbrüder“ waren immer alle gleich und wählten ihre Führer selbst.“

„Sie waren eine widerwärtige Bande zügellos-

ser Räuber“, bemerkte der Offizier giftig und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Das werden Sie wohl nicht zu leugnen wagen.“

Citoyen Peyrol hüte sich, eine defensive Stellung einzunehmen. Er erwählte bloß in neutralem Ton, daß er die ihm anvertraute Prise dem Hafenamt richtig übergeben habe, und was seinen Ruf anbelange, so hätte ihm seine Sektion eine schriftliche Bestätigung gegeben, daß er ein guter Bürger sei. Er sei außerdem ein Patriot und habe das Recht, abzumustern. Nachdem er mit einem Kopfnicken entlassen worden war, nahm er seinen Knotenstock, der noch vor der Tür stand, und verließ mit der Seelenruhe be-

Amerikanische Humoreske Von Jaroslav Hašek

„Oh, auf keinen Fall“, sagte Bankier Williams dem jungen Mann, der ihm gegenüber im Lehnstuhl saß und die Beine weit von sich streckte. „Auf keinen Fall, Herr Chawean, hören Sie mir aufmerksam zu und trachten Sie von mir zu lernen. Sie halten um die Hand meiner Tochter Lotte an. Das heißt, daß Sie mein Schwiegersohn werden wollen. Und auf Grund dieser Tatsache hoffen Sie Geld zu erhalten. Vor einer Weile haben Sie auf meine Frage, ob Sie Vermögen besitzen, geantwortet, daß Sie arm sind und daß Ihr Vermögen nur zweihundert Dollar beträgt.“

Herr William legte die Beine auf den Tisch, an dem er saß, und fuhr fort: „Sie behaupten, daß auch ich einmal arm war und nicht einmal diese zweihundert Dollar besaß. Das leugne ich nicht, sage aber, daß ich in Ihrem Alter bereits eine größere Geldsumme besaß. Und zwar deshalb, weil ich Verstand hatte, während er Ihnen fehlt. Ich merke, daß Sie sich in Ihrem Lehnstuhl winden, lassen Sie sich nicht stören, doch ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir einen sehr starken Neger zum Diener haben. Hören Sie mir aufmerksam zu und nehmen Sie sich ein Beispiel daran. Im Alter von sechzehn Jahren kam ich zu meinem Onkel in Nebraska. Um Geld zu verdienen, überredete ich meinen Onkel, den Neger, der gerade gelyncht werden sollte, auf seinem Grundstück lynchen zu lassen. Gut: man lynchte den Neger auf dem Grundstück meines Onkels, aber wer zusehen wollte, mußte eine bestimmte Gebühr bezahlen, denn wir grenzten den Platz mit einem Zaun ab. Das Eintrittsgeld sammelte ich ein und als man den Neger erhängt hatte, nahm ich das gesammelte Geld und lief noch am selben Abend davon. Der erhängte Neger brachte mir Glück. Für den Erlös kaufte ich ein Grundstück im Norden und verbrütete, daß ich beim Ackern an einer Stelle Gold gefunden habe. Das Grundstück verkaufte ich sehr gut, das Geld legte ich an. Es ist nicht der Rede wert, daß ich später von einem der betrogenen Käufer angeschossen wurde, denn jener Revolververschuß, der mir den Knochen in der rechten Hand zerschmetterte, brachte mir nur zweitausend Dollar Schadenersatz ein.“

Als ich genas, kaufte ich für mein ganzes Geld Aktien einer religiösen Gemeinschaft für die Erbauung von Kirchen in dem von Indianern bewohnten Gebiet. Wir teilten damals Ehren-diplome zu hundert Dollar aus und bauten keine einzige Kirche. Die Gesellschaft war genötigt, Konkurs anzuzugehen. Das geschah gerade eine Woche nachdem ich die Aktien der religiösen Gemeinschaft gegen Anweisungen auf

wußter Redlichkeit das Gebäude. Sein breites Gesicht mit dem römischen Profil verriet den elenden Federfuchser nichts, die tuschelnd die Köpfe zusammenstochten, als er an ihnen vorbeiging. Auf der Straße sah er wie gewöhnlich jedem ins Gesicht; aber an demselben Abend schien verschwand er aus Toulon. Nicht daß er Angst hatte. Er war innerlich so ruhig, wie der natürliche, entschlossene Ausdruck auf seinem gebräunten Gesicht vermuten ließ. Niemand konnte wissen, wie er die vierzig oder fünfundvierzig Jahre seines Seefahrerlebens verbracht hatte, wenn er es ihnen nicht selbst erzählte. Und er beabsichtigte nicht mehr darüber zu sagen als das, was er dem neugierigen Kapitän mit der Klappe über dem Auge berichtet hatte. Aber aus bestimmten anderen Gründen wollte er keine Scherereien haben, und vor allen Dingen wollte er nicht gezwungen werden, in die Flotte einzutreten, die jetzt in Toulon zusammengestellt wurde, was immerhin nicht ausgeschlossen war.

Rindsleder eingetauscht hatte, deren Preis gerade zu steigen begann.

Ich richtete mir ein Geschäft mit Rindsleder ein, das mir einen Haufen Geld eintrug, denn später verkaufte ich nur gegen Barzahlung und kaufte auf Kredit.

Mein Vermögen legte ich in Kanada in mehreren Banken an und sagte Konkurs an. Ich wurde eingesperrt und bei der Gerichtsverhandlung redete ich so komisches Zeug, daß mich die Gerichtsräte für blöd erklärten und ich freigesprochen wurde, nachdem ich vorher bei den Anwesenden eine Sammlung veranstaltet hatte, die mir so viel einbrachte, daß ich nach Kanada fahren und mein Geld holen konnte.

Dem Brooklyn'er Millionär, Herrn Hamelstov, brante ich mit seiner Tochter nach San Francisco durch, so daß er gezwungen war, mir sie zur Frau zu geben, denn ich drohte ihm, ich würde solange mit ihr in San Francisco leben, bis ich die sensationelle Nachricht an die Zeitungen schicken könne, seine Tochter sei die Mutter eines unehelichen Kindes.

Sehn Sie, Herr Chawean, so war ich, während Sie bis heute noch nichts getan haben, das darauf schließen ließe, daß Sie ein vernünftiger Mensch sind. Sie sagen, daß Sie meiner Tochter das Leben retteten, als sie neulich bei einem Ausflug aus einem Kahn ins Meer fiel. Das ist zwar recht hübsch, hatte jedoch für Sie keinen praktischen Wert, denn, wie Sie sagen, haben Sie sich dabei ein Paar neue Schuhe ruiniert. Dafür, daß Sie sich in meine Tochter verliebt haben, kann doch ich nicht damit gestraft werden, der Schwiegervater eines Menschen zu sein, der keine Spur von Verstand hat.

Ich sehe, daß Sie sich wieder im Lehnstuhl hin und her werfen, ich fordere Sie auf, Ruhe zu bewahren und meine Fragen zu beantworten. Haben Sie schon einmal etwas angestellt?“

„Nein.“
„Haben Sie Vermögen?“
„Nein.“
„Halten Sie um die Hand meiner Tochter an?“
„Ja.“
„Liebt meine Tochter Sie?“
„Ja.“
„Nun, ich richte die letzte Frage an Sie: Wieviel Geld haben Sie bei sich?“
„Sechszundvierzig Dollar.“
„Gut, ich habe über eine halbe Stunde lang mit Ihnen gesprochen. Sie haben mich in Geldangelegenheiten um Rat gefragt. Ich bekomme dreißig Dollar von Ihnen. Einen Dollar für die Minute.“

„Erlauben Sie, Herr Williams,“ protestierte der junge Mann.
„Kein Erlauben Sie,“ sagte Herr Williams lechzend, während er auf die Uhr blickte, „ich bekomme einunddreißig Dollar, es ist wieder eine Minute verstrichen.“

Als der überraschte Chawean das verlangte Geld auszahlte, sagte Herr Williams liebenswürdig: „Und jetzt gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen: Verlassen Sie mein Haus, sonst wäre ich gezwungen, Sie besitzigen zu lassen.“
„Und Ihre Tochter?“ fragte der junge Mann in der Tür.
„Meine Tochter gebe ich keinem „Dummkopf“,“ sagte Herr Williams ruhig. „Verlassen Sie mein Haus, sonst steht Ihnen das Vergnügen bevor, Ihre Zähne zu schlucken.“

„Da hätte ich einen feinen Schwiegersohn“, sagte Williams zu seiner Tochter, als Chawean gegangen war. „Dein Vererber ist ein ungewöhnlich dummer Mensch, der niemals Vernunft annehmen wird.“
„Dann hat er also nicht die geringste Hoffnung, mein Mann zu werden?“ antwortete Fraulein Lotte.
„Unter diesen Umständen ist es unmöglich“, sagte Williams, „so lange er sich nicht mit irgendeiner klugen Tat ausweist, besteht nicht die geringste Hoffnung.“

Und Herr Williams erzählte seiner Tochter von dem gelynchten Neger auf dem Grundstück seines Onkels, von der ganzen Unterredung zwischen ihm und Chawean, und fügte hinzu: „Ich habe ihm viel Leihreiches gesagt.“
Am folgenden Tage verreise Williams, um eine neue Geschäftsverbindung anzuknüpfen. Als er eine Woche später zurückkehrte, fand er auf dem Schreibtisch folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr!
Ich danke Ihnen vielmals für den mir vor einer Woche erteilten Rat. Ihr Beispiel hat mich so begeistert, daß ich in Ihrer Abwesenheit mit Ihrer Tochter nach Kanada gereist bin, nachdem ich aus Ihrer Kassa alles Bargeld und sämtliche Wertpapiere mitgenommen habe.
Ihr Chawean.

Und unten stand:
Teurer Vater!
Wir bitten um Deinen Segen und zeigen Dir gleichzeitig an, daß wir den Kassaschlüssel nicht finden konnten und die Kassa mit Nitroglycerin sprengen mußten. Deine Lotte.
(Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner)

Das Rachesonett
Von ROBERT WALSER
Er lag in seinem Bett unsäglich trocken,
als wäre er ein geiziger Patron.
Er hatte ihr ermordet ihren Sohn,
der Atem, dies zu denken, will ihr stocken.

Sogar die Frechheit noch besaß er, Locken zu tragen,
„Nun erhälst du deinen Lohn“
war ihrem Rächerinnenmund entflohn.
Sie stand jetzt auf den unhörbarsten Socken

da, und von irgendwo vernahm man Glocken.
Für sie nur existierte dieser Ton,
und in die Welt hinunter fielen Flocken.

Er schlief ununterbrochen, unerschrocken
Nichts merkte er vom schauerlichen Hohn
worin sie aussah wie ein saurer Mocken.

Bedürfnis imaginiert wird; das Produkt dieser Umrangung zweier Welten einer Stadt, Jaroslav Chrapot, Zuhälter der Mädel von der Kampa, wird eine Art maskuliner Nana von Prag. Auch Kisch unterliegt schließlich der Rastlosigkeit, die sich aller deutschen Dichter angesichts der Konsequenzen einer radikal-realen Symbiose bemächtigt; er unterliegt ihr, indem sein Jaroslav Chrapot ein pathologisches Produkt ist und indem der Mischling der deutsch-jüdisch-tschechischen Welt mit Selbstmord abgeht. Aber sein Buch bleibt der lapidare Versuch eines radikalen Zueinanderdenkens und einer mutigen Wegvorzeichnung.

Von Bětka, Růža, Lojzka, den Marionetten in der Hand des Zuhälters, führt der Weg unmittelbar zur Galgentoni, der eigenberechtigten Helden unter den Huren. Kischs Tonka Sibence bewahrt den Genius der Liebe in der Entartung, sie ist das letzte Daseinsgeschenk in articulo mortis.

Tonka, Trösterin in der letzten Stunde, bevor an die Zellentür der Henker pocht, Tonka, die barmherzige, die zur letzten Flucht ins Leben verhilft, ehe die Schlinge kommt und die ewige Nacht — die Gestalt dieser Hure, die stärker ist als der Tod und die von Gott selbst in Gnaden aufgenommen wird, die heilige tschechische Dirne, Gesicht, aufgestiegen aus den Tanzdiele, Freudenhäusern und Lusthöhlen, in denen der entsetzte Impetus eines deutsch-jüdischen Ghettoflüchtlings die rote Bieme eines Lebens suchte, das anders ist als Schol-Ghetto, wird uns als das unerhört beredete Symbol eines irdischen Kredos gelten dürfen. Und das heißt auch schon: eines symbiotischen Kredos.

Prager Ballgespräche anno 1748

Von Priv.-Doz. Dr. Paul Nettl

Mir liegt ein zu Prag anno 1748 gedrucktes Tanzbüchlein vor, das in seiner Seltenheit und Kuriosität ein ganz eigenartiges Streiflicht auf die Prager Kulturgeschichte des Barock wirft. Es ist ein „Gespräch zweyer Masqueuren, eines Nobile und einer Domino vom Nutzen und Schaden derer Fastnachts-Ballen und wie man sich auf denenseiben zu verhalten.“

Mag man von der bekannten Prager Tanzmeisterzaunft etwas wissen, die um siebzehnhundertsiebendachtzig in Prag blühte, man mag auch die Namen der von den berühmten Prager Tanzmeistern exekutierten Tänze kennen, die oft ins Tschechische oder Deutsche verballhornte Namen trugen, von denen etliche recht großväterisch anmuten, wie die „Paspje Madlot“ (denn dieser Tanz verschwindet in Frankreich schon um 1700) und man mag auch über die Tanztopographie recht unterrichtet sein, wenn man weiß, daß der schönste Ballsaal Prags im 18. Jahrhundert der Wussinische war, in dem Haus der heutigen deutschen Handelsakademie, oder ein anderer recht angenehmer Faschings-Aufenthalt im Plattischer Haus etc. — eine Sache jedoch wird aus Akten und Vorordnungen schwerlich rekonstruieren können: ein veritables Ballgespräch aus der Jugendzeit der Kaiserin Maria Theresia. Freilich, von den berichtigten Prager Ballgesprächen, die jedem Ballbesucher der vorigen Generation noch wohl vertraut waren (und wenn nach Rabelaischer Art die Ballgespräche

im ehemaligen Grandhotel eingeforen waren, das Thema aller Variationen wäre immer die Frage nach der Transpiration) — von diesen Gesprächen findet man wohl etwas schon in unserem Alt-Prager Druck, auf den hier näher eingegangen werden mag.

Ein prächtiger Kupferstich ziert das Büchlein, er stellt einen Tanzsaal dar, mit der Aussicht auf eine barocke Landschaft. Ein Paar — Menuett tanzend, ein anderes auf einer Bank flirtend und drei einzelne Dominos. Das Gespräch zwischen dem Nobile und dem Domino zeigt gleich zu Anfang, daß man in Prag damals recht viel tanzte, daß man es aber auch mit dem Wechsel der Kostime nicht allzu streng nahm. Auf das Intriguieren legt man keinen großen Wert, man erklärt der Maske unverblümt, daß man sie erkennt; so erklärt der weibliche Domino dem Nobile:

„Sie sind bereits vor zwei Tagen Nobile gewesen, und wollen sie vorheute eben so erscheinen, so sind sie decto leichter zu kennen; außer diesen aber kann man sie an ihrem zierlichen Tanzen, an dem unter der Maske hervorschauenden Kien, und aus ihren Schu-Schnallen leicht erkennen und merken.“

Man erkennt auch was für Arten von Kostümen damals am beliebtesten waren. Außer dem Domino und dem Nobile tritt eine ganze Reihe von Masken auf, so eine Fledermaus, ein Bootslechte, eine Tirolerin, eine Augsburgerin, eine Gärtnerin, ein Bauer, ein Muskatier etc.

Wichtiger sind die Tänze, die da genannt werden. Um diese Zeit spielt das Menuett noch die größte Rolle, aber auch die „deutschen Tänze“ sind in Prag bereits beliebt, wenn sie auch wegen ihrer Wildheit gefürchtet sind. So er-

klärt die Dame dem Nobile: „Ein Menuett geht noch wol mit, und machet jedermannem Vergnügen, aber das deutsche Tanzen steht mit nicht an, drum ich solches auch, als eine schwere Roß-Arbeit, best-möglichst vermeide.“ Mit einem guten, (heißt sanften) Tänzer ist unser Domino wohl zufrieden und auf solche Art schlage er keinen teutschen Tanz aus, „aber mit dem unhöflichen Reißern, Lauffern, Drehern, Springen und Heben, mag ich nichts zu thun haben.“

Außer Menuett und teutschen Tanz wird auch der polnische Tanz exekutiert. Man erfährt aus dem Büchlein etwas über die vornehmsten Tanzlokale von Prag. In erster Linie werden die de Wussinische Bälle genannt, die vor allem von Adel frequentiert werden, und bedenen eine Maske drei Gulden Leggeld zu zahlen hat. Ein anderer, sehr berühmter Ball ist der Kunzische, bei dem man um einen Gulden weniger Leggeld zu zahlen hat als bei Wussin, trotzdem es an den erforderlichen Notwendigkeiten nicht gebricht. „Der Saal ist sehr propriemahel, und mit einer schönen Anzahl der raresten Spiegel behängt, auch mit einer ganzen Menge von Gast-Zimmern geziert. Die Anzahl der daselbstigen Muscanten belaufft sich bald bey 50, welche in Fortsetzung ihrer Englischen Harmonie, und Zusammenstimmung, niemals ermüden. Und ob schon sich mehrere theils die Vornehmsten aus der Bürgerschaft und andere honette Personen gemeinlich auf diesem Ball befinden, so fehlt es doch gleichwol nicht an ganzen vornehmen Herrschaftlichen Compagnien, welche sich erst von den Wussinischen Ball dahin begeben, und die daselbstige Versammlung mit ihrer hohen Gegenwart behren.“